

KARIN TEBBEN

Kunstwerk Liebe

Ricarda Huchs Briefe an Richard Huch 1887-1897

Affären, Liebeleien oder Mesallianzen werden gleichermaßen von den Zeitgenossen und der Nachwelt mit Vorliebe zum bevorzugten Gesprächsgegenstand gewählt. Ricarda Huchs Liebesbeziehung zu Richard Huch ist beides widerfahren und wahrscheinlich mehr, als ihr lieb sein konnte. Denn Ricardas verbotene Liebe zum Ehemann ihrer Schwester Lilly überdauerte vor allem deshalb ihre Zeit, weil sie die autobiographische Folie bildete, vor der das umfangreiche schriftstellerische Werk Ricarda Huchs gelesen wurde. Nicht nur die Vielschichtigkeit des 1893 erschienenen Romanerstlings *Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren* fiel diesem Interpretationsmuster zum Opfer, nein, lange Zeit galt für ihr gesamtes monumentales Werk, einschließlich ihrer historischen und literaturtheoretischen Schriften, der autobiographische Zugang als verbindlich.¹

Als Ricarda Huch im Winter 1887 die Flucht in die Schweiz antritt, um dort die Abiturprüfung abzulegen, zu studieren und zu promovieren, folgt sie weniger ihrem intellektuellen Tatendrang als der Vernunft. Im kleinen Braunschweig lassen sich die ungeheuerlichen Dinge, die im Hause des Kaufmanns Huch vor sich gehen, kaum mehr verheimlichen und strapazieren das Verhältnis aller beteiligten Familienangehörigen so sehr, daß die Entfernung Ricardas vom Ort des skandalösen Geschehens die einzige Chance zu bieten scheint, den Frieden wieder einkehren zu lassen. Weder ist Richard Huch in der Folgezeit bereit, um Ricardas willen die Trennung von seiner Frau einzuleiten, noch ist Ricarda gewillt, von ihrem Herzensrichard zu lassen. Die Folge liegt jede Woche mehrmals auf der Hand: ein ebenso reger wie heimlicher Briefverkehr, der ihrer beider Leidenschaft den notwendigen Raum bieten soll.

Der erste Teil des Briefwerks von Ricarda Huch liegt nun zum ersten Mal vor. Er gibt Aufschluß über die Beziehung der Liebenden und über den Prozeß ihrer Liebe, die sich der neuen Situation und der Zeit anpassen muß. Da Treffen, die den allmählich anonym werdenden Briefpartner als Menschen zu er-

¹ Vgl. Balzer, Bernd (1991): *Leidenschaft und Distanz. Zum Verhältnis von Biografie und Werk Ricarda Huchs*. In: *Ricarda Huch. Studien zum Leben und Werk*. Hg. von Hans-Werner Peter. Braunschweig, S. 37-53.

neuern vermöchten, außerordentlich selten arrangiert werden können, gleiten die Briefe immer mehr in die Fiktion hinüber, formen sich zu Literatur, die nur noch unwesentlich an (Liebes)Leben gebunden ist. Darüber hinaus zeigen die Briefe eine Ricarda Huch, die sich ihre Selbständigkeit und ihr Eigenleben zu bewahren wußte. Und sie zeigen eine Schriftstellerin, die die Entstehung und die Entwicklung ihres Werkes durchaus von ihrer Lebensgeschichte trennen konnte.

Am Anfang steht das Bekenntnis zur Unaufrichtigkeit des geschriebenen Wortes: „Hör zu“, fordert die Schreiberin, „glaube nichts, was man Dir von mir sagt, auch was Du in Briefen von mir liest, glaube nicht, denn ich schreibe an niemand ganz wie ich denke“ (23).² Gerichtet werden diese Zeilen im Januar 1887 aus Zürich an Richard Huch in Braunschweig, und so ist klar, wer durch das unwahre Wort getäuscht werden soll; es gilt, die argwöhnisch lauende Verwandtschaft in Braunschweig zu überlisten, die die unrühmliche Liebschaft von Schwager und Schwägerin der Vergangenheit überantworten möchte. Doch zäh halten beide an ihrer Liebe fest. Die Koordinaten, denen die nun folgende fast zehnjährige Korrespondenz unterliegt, stehen damit fest: Die gegen alle Vernunft gelebte Liebesbeziehung zu Richard sucht sich in den Briefen den Rahmen, der ihr gebührt – Heimlichkeit und Passion.

Die räumliche Distanz birgt ein Problem. Ohne Aussicht auf ein Zusammensein der Liebenden, muß sich die Liebe allein im Wort beweisen und kann nur durch das Wort bewahrt werden. Was vorher durch Mimik, Gestik und Stimme zum Ausdruck kam, muß nun allein der Text leisten, ein Unterfangen, dem prinzipielle Grenzen gesetzt sind. Denn während sich die Vorstellung der Liebe an die Einmaligkeit der geliebten Person knüpft, ist die Sprache, die sie ausdrücken soll, immer schon Gemeingut. Weshalb auch die Sprache der Liebe in dem ihr gewidmeten Genre, dem Liebesbrief, immer nur Annäherung an die Liebe sein kann.

Um den Geliebten ansprechen zu können, bedarf es einer intimen Anrede, eines Passwortes im Liebesbrief, das die Exklusivität des Adressaten hervorhebt – eines Kosenamens. Wie alle stürmisch Liebenden plündert auch Ricarda Huch ungeniert die Vorratskammern ihrer Muttersprache und wartet mit allem auf, was sie dort findet. Für den heutigen Leser sind ihre Fundstücke insofern interessant, als sich in ihnen die sonst übliche Geschlechtshierarchie aufzuheben scheint, sind doch Bezeichnungen wie „Perle“ (26) und „süße Puppe“ (28)

² Huch, Ricarda (1998): *Du, mein Dämon, meine Schlange: Briefe an Richard Huch 1887-1897*. Nach dem handschriftlichen Nachlaß hg. von Anne Gabrisch. Göttingen. Seitennachweis im folgenden ohne weiteren Zusatz in Klammern.

als männliche Anreden in Briefen recht ungewöhnlich, zumal dann, wenn zwischen beiden, wie bei Ricarda und Richard, ein Altersunterschied von vierzehn Jahren besteht.

Mit jedem Tag, den die Liebenden ohne leibhaftigen Partner auskommen müssen, gewinnt die Korrespondenz an Bedeutung. Denn was zunächst nur als Ersatz für wirkliches Leben gedacht war, wird mit zunehmender Dauer immer mehr zur Wirklichkeit selbst. In den Text muß jene Wärme und Lebendigkeit eingeschrieben werden, die sonst Körper und Stimme ausstrahlen. Buchstäblich liegt die Problematik auf der Hand; niemals gibt es eine Gemeinsamkeit im Gespräch, sondern nur ein Austausch im Vorher und Nachher des Briefwechsels.³ Auf semantischer Ebene eignet dem Brief zudem in seiner Kombination von Gesagtem und Verschwiegenem eine Mischung aus Bestimmtheit und Vieldeutigkeit, die ihn zum Ort der „Deutungen“ und der „Mißverständnisse“⁴ macht. Dem versucht die Briefeschreiberin zu begegnen, indem sie die Korrespondenz mit Regieanweisungen versieht. Freundlich soll Richard schreiben, bestimmte Ausdrücke vermeiden, etc. Umgekehrt beklagt Ricarda auch die Unzulänglichkeit des eigenen Geschriebenen, wenn sie verzweifelt feststellt, daß auch ihr Brief als Ausdrucksmedium des Gefühls nicht ausreicht.

Umso problematischer erweist sich diese dem Brief eigentümliche „Mehrfachheit möglicher Deutungen“ (Simmel), wenn es sich um Liebesbriefe handelt, um Texte also, die von der Unmittelbarkeit des Gefühls leben, ohne die Stimmung des Du, dem sie gelten, voraussehen zu können. Diese grundsätzliche Isolation von Schreib- und Lesesituation wird bereits in den ersten Briefen Richards an Ricarda zum Problem. „[E]twas geärgert und enttäuscht“ (23) reagiert sie auf die Post aus Braunschweig, konstatiert aber sogleich die Ursache. Während Richard noch „mitten drin“ lebe, sei für sie „Braunschweig und alles, was dazu gehört schon so grenzenlos fern vergangen“ (24). Mit dieser Empfindung geht indessen auch die Nähe zum Du verloren, solange kein „lebendiger Brief“ in ihren Händen liegt. Denn nur mit dem Erkennen „seiner“ Handschrift verbindet sich die subjektive Wiederkehr des Körpers und suggeriert die faßbare Gegenwart des Geliebten. Mit dieser Bedeutung versehen, fällt die Handschrift unter das Gesetz der eigenen Vorstellung des Briefpartners, was heißt, auch seine Schrift muß sich mühen, der Liebe gerecht zu werden:

³ Simmel, Georg (1908): *Exkurs über den schriftlichen Verkehr*. In: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, S. 287f.

⁴ Simmel, Georg (1908): S. 288.

„Ich muß Dir übrigens sagen, aber bescheiden sagen, daß ich Deine retrograde Schrift, seis Gewohnheit, seis Zug des Herzens, lieber hatte und besser entziffern kann als Deine vorwärtsstrebende, geneigte, wie ein Segelboot im Sturm.“ (182)

Geben Briefe immer wieder in ihren Formulierungen zu Mißverständnissen Anlaß, müssen ihre Inhalte umso mehr Gemeinsamkeit und Nähe herstellen. Das geschieht zunächst, indem Verlässliches bemüht wird, und das liegt, wie kann es anders sein, im gemeinsamen Widerstand gegen die Familie: „Ich halte es für unmöglich daß man uns auseinanderbringt – die Leute lasse man reden was sie wollen.“ (25) Gleichzeitig wird das Prinzip Hoffnung bemüht, ohne das keine Liebe überleben kann, gewiß aber keine, die ihre Kraft aus ihrer Unverwüstlichkeit in widrigen Zeiten nährt. Gegenwart ist damit immer nur eine Synthese von Vergangenheit und Zukunft. Sie allein rechtfertigt den Glücksanspruch: „Das ist sicher, wenn wir je zusammenkommen, müssen wir unglaublich, niedagewesen glücklich sein“ (27).

Bereits in den ersten Briefen, die mit der Post aus Zürich abgehen, wird deutlich, daß Ricarda Huch sehr wohl trennen kann zwischen ihrem eigentlichen Leben und ihrer Liebe zu Richard. Scheinbar paradox klingt das Geständnis der Liebe: „Ich habe mich dieses halbe Jahr nie sonderlich nach Dir gesehnt, ich fühlte mich zu sehr eins mit Dir.“ (29) Diese kategorische Irrealität⁵ löst sich vor der Folie der romantischen Liebesauffassung in Selbstverständlichkeit auf, denn hier ist der Verzicht auf die personale Präsenz des Geliebten nicht bedauernswertes Übel, sondern Voraussetzung der Liebe. Gemeint ist aber nur die äußere Distanz, im Inneren herrscht der unablässige Wunsch nach Verschmelzung, zu der „auch ein Verlust freier Selbstbestimmung im *Verhältnis zum Objekt* der Leidenschaft“ gehört, ebenso, wie das Fehlen jener typischen Distanz, „in der ein normales Verhalten sich sonst bewegt“.⁶

Psychologisch raffiniert läßt sich natürlich dieser Liebesbegriff gerade für die ausbeuten, die notgedrungen die Abwesenheit des anderen aushalten müssen. Nicht das reale (Liebes-)Objekt in seinem Sein ist es, dessen der abwesend Liebende bedarf, sondern die Liebe selbst wird zur einzig denkbaren Lebensgrundlage, zweifellos für schlichte Gemüter eine, wie Roland Barthes unmiß-

⁵ Vgl. Plessner, Helmuth (1983a): *Der kategorische Konjunktiv. Ein Versuch über die Leidenschaft*. In: *Gesammelte Schriften*, Bd. VIII: *Conditio humana*. Hg. von G. Dux, O. Marquard und E. Ströker. Frankfurt/M., S. 338-352. Hier S. 351: „Denn das Du soll Ich, nicht nur mein werden, eine kategorische Irrealität.“

⁶ Plessner, Helmuth (1983b): *Über den Begriff der Leidenschaft* (1950). In: *Gesammelte Schriften*, Bd. VIII: *Conditio humana*. Hg. von G. Dux, O. Marquard und E. Ströker. Frankfurt/M., S. 66-76. Hier S. 70.

verständlich kundtut, „Perversion der Liebesbeziehung“⁷. Qualitativ bedeutet diese Form der Liebe, daß sie sich nicht mehr an körperliche, intellektuelle oder moralische Eigenschaften des Geliebten bindet, sondern in einer ganz anderen Dimension zu Hause ist: Das eigene Leben gilt es im anderen bedeutsam werden zu lassen – durch die wechselseitige Liebe. Die Einzigartigkeit des liebenden Individuums ist dabei selbstverständlich vorausgesetzt, erhält doch die Welt erst durch diesen einen Menschen ihr spezifisches Gesicht:

„Neu aber ist vor allem ein Moment, das an der Semantik von Liebe und Individualität nicht so leicht erkennbar ist, nämlich die *Funktion*, für die individuelle Einzigartigkeit in Anspruch genommen wird. Sie dient im Kontext von Liebe als Entropie aufhaltende, dem Zerfall entgegenwirkende Orientierung [...] Man sucht im Sicheinlassen auf Intimbeziehungen (und dies besonders bei sexuell fundierter Intimität) Gewißheiten, die über den Moment hinausreichen, und man findet sie letztlich in der Art, wie der Partner sich mit sich selbst identisch weiß: in seiner Subjektivität. Die Subjektivität trägt über den Moment hinaus, weil sie auch jeder Änderung des eigenen Wesens zu Grunde liegt. So kann die Person des anderen, und nur sie, in ihrer dynamischen Stabilität der Liebe Dauer verleihen, und dies speziell dann, wenn sie als Subjekt/Welt-Verhältnis begriffen ist, also allen Wandel schon vorweg in sich einschließt.“⁸

„Lieben des Liebens“ ist also gemeint, mit dem eine soziale Reflexivität aufgebaut wird, die hohen Ansprüchen genügen muß:

„Reflexivität des Liebens ist mehr als ein einfaches Mitfungieren des Ichbewußtseins in der Liebe, mehr auch als das bloße Bewußtsein der Tatsache, daß man liebt und geliebt wird. [...] Dazu gehört, daß ein entsprechendes Gefühl gefühlsmäßig bejaht und gesucht wird; daß man sich als Liebenden und Geliebten liebt, also sein Gefühl genau auf diese Koinzidenz der Gefühle bezieht. Die Liebe richtet sich auf ein Ich und auf ein Du, *sofern* sie beide in der Beziehung der Liebe stehen, daß heißt sich eine solche Beziehung wechselseitig ermöglichen – und nicht, weil sie gut sind, oder schön sind, oder edel sind, oder reich sind.“⁹

Da der Liebende aber des Geliebten unbedingt zu seinem Leben bedarf, ist mit seinen Liebesbeschwörungen die Angst verbunden, jener könnte sich aus dem Leben davonmachen.¹⁰ Wie wenig sich indessen diese Form des Liebens auf charakterliche Qualitäten gründen muß, wird offensichtlich, wenn Ricarda Huch von heißen Liebesschwüren nahtlos dazu überwechseln kann, ihren „Her-

⁷ Barthes, Roland (1984): *Fragmente einer Sprache der Liebe*. Frankfurt/M., S. 85.

⁸ Luhmann, Niklas (1992): *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt/M., S. 169.

⁹ Luhmann, Niklas (1992): S. 174f.

¹⁰ Vgl. Dux, Günther (1994): *Geschlecht und Charakter. Warum wir lieben*. Stuttgart, S. 121.

zensrichard“ mit wenig schmeichelhafter Kritik zu bedenken: „Liebster Richard, süßer Dummer, ich las Deinen Brief mit steigender Hast: Wann hört denn endlich dies unglaublich verrückte Geschwätz auf, womit er da Papier und Zeit verschwendet?“ (30) Flugs kann es passieren, daß ihr „Engel“, ihre „Seele“ (26) und „Wonne“ (27) zum „süßen Trottel“ (25) und „süßen Thor“ (30) mutiert, der wenig oder auch gar nichts versteht und dessen Bildung so manches Mal mit Lesetips und Literaturhinweisen auf die Sprünge geholfen werden muß.¹¹

Da die junge Frau sich offensichtlich vollkommen darüber im klaren ist, daß die Beziehung zu ihrem Geliebten kaum den Alltagstest bestehen würde, blüht die Liebe vor allem dort, wo kein „Aber“ zu hören ist – auf dem Papier. Distanz wird unter diesen Bedingungen zur konstitutiven Voraussetzung des Gefühls, weil hier eine Liebe gelebt werden kann, ohne der Gefahr kritischen Hinterfragens zu unterliegen. So wird das Liebesleben von der Erfüllung in die Hoffnung verlegt, eine Strategie, die ohne Bezug zur Lebenswirklichkeit, vor allem den Zeitfaktor gegen sich hat.

Etwa ein Jahr später kollabiert das schriftgestützte Reden über die Liebe, gerade weil die Worte ausgehen und die permanente Beschwörung des Gefühls die Aufrichtigkeit desselben infrage stellt. Jenseits der ausgetretenen Pfade kann es nur Mißverständnisse geben:

„Aus vieler Schreibung kommt nur Ärger. Ich bin eigentlich sehr zornig über Dich: Also wenn Du mich nicht mehr liebst, willst Du doch bei mir ausharren; was fällt Dir eigentlich ein? Und dabei denkst Du womöglich noch, Du hättest etwas wundervoll großes. Glaubst Du Thor erstens, daß ich das nicht sofort merkte? Ist das überhaupt Vertrauen? Dann ist es sowieso ein großer Irrthum anzunehmen, es ginge mir hier so schlecht. Es geht mir sogar besser als je zuvor, und es quält mich sogar oft zu denken, wie viel angenehmer ich hier lebe als Ihr dort. [...] Wirklich, Richard, mit diesen Redensarten hast Du Dich recht blamirt, und ich weiß kaum, wie Du es anfangen willst diesen peinlichen Eindruck bei mir zu verwischen. Ich habe Dich natürlich deswegen ebenso lieb.“ (42f.)

Schließlich aber findet sie die Ursache ungenügender Liebesworte: „Weißt Du, ich finde bei so langer Trennung wird die Liebe ziemlich platonisch.“ (45) Aber gerade weil die Liebe platonisch ist, bleibt Richard für Ricarda Huch der Mittelpunkt der Welt. Er bietet durch seine stets abrufbare Liebe die Voraussetzung einer Atmosphäre, in der ihr Handeln und ihr Naturell ausgelebt werden kann. Ähnlich einem Kind eröffnet das durch Richard gewährte „Urvertrauen“

¹¹ Diese Literaturhinweise deuten allerdings ebenso auf den eigenen Literaturkonsum, der die eigene Produktion, so steht zu vermuten, nicht unwesentlich beeinflusst. Eine genauere Analyse an anderer Stelle wäre sicherlich gewinnbringend.

erst die Möglichkeit, ihr Dasein zu gestalten. Das allerdings ist in Zürich ausgefüllt mit der Vorbereitung auf das Examen und den ersten tatkräftigen Versuchen, sich im Dichterberuf zu etablieren. Die Sozialität des Liebens, um in der Begrifflichkeit Luhmanns zu bleiben, wird damit als Chance zur Steigerung der selbstbewußten Selbstbildung begriffen.¹² Zwar gewinnt Ricarda Huchs Leben in der schriftlichen Entfaltung ihres Liebesentwurfs nur durch Richard Sinn, immer aber bleibt daneben die eigene Verantwortung für das eigene (Alltags-) Leben bestehen. Aus ihr ist Richard nicht nur entlassen, sondern verdrängt:

„Weißt Du, mein Herz, so sehr ich mit Dir zusammen für das Steineklopfen schwärme, so sehr bin ich dafür für mich alleine eine gewisse Höhe auf der Staffel der menschlichen Gemeinschaft einzunehmen; mit Dir zusammen hätt ich gern ganz, ganz wenig und für mich allein recht gern furchtbar viel. Denn weißt Du, alleinstehende Frauen ohne Geld sind schlimm dran. Du armes, süßes Herz, mußt alles dies lesen, was Dich eigentlich gar nicht interessirt.“ (51)

Wenn aber Liebe sich im anderen, genauer in dem *Einen* entfalten soll, führt solche Liebe unweigerlich zu der Frage, was dem Partner an Verlässlichem zuzurechnen ist. Um das herauszubekommen, hilft nur eins, der andere muß beobachtet werden, um in Erfahrung zu bringen, was ihm an stabilen Handlungen zuzutrauen ist. Das wiederum hat Konsequenzen für die Semantik der Intimität, denn je differenzierter das Bild des geliebten Mannes entworfen wird, desto wahrscheinlicher ist es, das es nicht mit dem Original übereinstimmt. Folge ist, daß selbst jene Eigenschaften Richards, denen mitnichten das Prädikat „besonders wertvoll“ zugesprochen werden kann, als stabilisierende Faktoren bemüht werden, eben weil sie im Alltag nicht ertragen werden müssen. Sein Desinteresse an ihrem Studentenleben, seine unzutreffenden Bemerkungen, seine „entzückende[n] Dummheiten“ (60), seine politischen Einstellungen, die Ricarda „eiskalt ums Herz“ (67) werden lassen, gewährleisten gerade insofern Dauer und Kontinuität, als der Mann ihrer Liebe nur unwesentlich lern- und entwicklungs-fähig ist. Rhetorisch führt diese Besonderheit romantischen Liebens zu mancher literarischen Köstlichkeit: „Ich fand ja sogar schon eh ich Dich liebte alles was Du sagtest so hübsch, wenn ich auch anderer Meinung darüber war. Außerdem werde ich wahrscheinlich gar keine Meinung mehr haben, wenn ich Dich sehe.“ (69)

Es geht, will man mit Luhmann argumentieren, „um Konstitution einer gemeinsamen Sonderwelt, in der die Liebe sich immer neu informiert, indem sie das, was sie für den anderen bedeutet, ihrer Reproduktion zu Grunde legt“.¹³

¹² Luhmann, Niklas (1992): S. 172.

¹³ Luhmann, Niklas (1992): S. 178.

Sich selbst hinzugeben und gleichzeitig das Selbst zu bewahren und zu steigern, ist zweifellos nur in der Distanz möglich, die, im Gegensatz zur Alltagssituation, der Genußfähigkeit keinen Abbruch tut. Dort aber, in der Distanz, ist alles, was das Gefühl verstärkt, willkommen, auch das Leiden an der Liebe – gerade, wenn ein Dritter dafür verantwortlich gemacht werden kann. Für Ricarda und Richard bietet hier die (gemeinsame) Verwandtschaft ideale Voraussetzungen.

Äußere Distanz und innere Nähe lassen sich aber nur dann über einen längeren Zeitraum aufrechterhalten, wenn im kommunikativen Austausch auch der Grundriß des Alltags immer wieder dem Papier anvertraut wird, um sich und dem anderen die Illusion der Teilhabe zu ermöglichen. Und doch: „Die Antizipation des Selbst im anderen bricht sich immer auch an dessen realer Identität.“¹⁴ In seltsamen Gegensatz steht der Absolutheitsanspruch des Berichtens, der dadurch oftmals den Charakter einer Beichte annimmt, zu dem, was an Interesse vom Briefpartner tatsächlich erwartet wird. In den Briefen Ricarda Huchs führt dieses Wissen zu manch irrwitziger Kehrtwendung, wenn sie mitten im „Geschäftsbrief“ unvermittelt in Liebesbekundungen ausbricht, um dann, im Gefühl, dem Anspruch des Geliebten mit ein paar hingeworfenen Phrasen Genüge getan zu haben, ungehindert ihren Bericht fortzusetzen.

Auch deshalb muß mit äußerster Sorgfalt die Bedeutung der bloßen Existenz des anderen für das eigene Dasein wiederholt werden. Zunehmend erscheint die bloße Abhängigkeit von der geliebten Person als Mittel, die Liebe überhaupt bezeichnen zu können. Damit ist gleichzeitig ein Machtpotential des anderen anerkannt, das durchaus auch pädagogisierend eingesetzt werden kann. Denn bleiben die Beschwörungen der Liebe aus, werden sie postwendend eingeklagt. Gleichzeitig sind so in der Synthese von Hingabebereitschaft und Bedürfnisstruktur Sorge *und* Macht aufgerufen, als Patinnen der Liebe zur Seite zu stehen: Sorge für und um den Geliebten und Macht, um ihn im eigenen Interesse an sich zu binden.¹⁵ Doch selbst der aufwendigsten Rhetorik des Liebens sind Grenzen gesetzt und so verweisen gerade die sich häufenden Formulierungen, die Gewißheit des Selbst über das Du zu erfragen versuchen, auf das drohende Ende des Beglaubigungscharakters der Worte. Anderthalb Jahre nach der ersten Korrespondenz beginnen die Konturen des Geliebten zu verschwimmen, und entsetzt stellt Ricarda Huch fest, daß Richard zum „Begriff“, zum Opfer eigener Rationalisierung geworden ist. So bindet sich das Lieben nicht mehr an eine Person, sondern die imaginierte Person hat umgekehrt das Lebensgefühl auszu-

¹⁴ Dux, Günther (1994): S. 135.

¹⁵ Dux, Günther (1994): S. 133f. und passim.

füllen. Ricarda erlebt, daß das Fühlen der Liebe dem Gefühl für Richard nicht mehr entspricht.¹⁶

Wieder verschreibt sich Ricarda dem Prinzip Hoffnung, das aber inzwischen nicht nur den Gedanken an ein Treffen gilt, sondern auch dem Bild des Geliebten, der, um die Schwierigkeiten, ihn zu imaginieren, noch zu potenzieren, mit den Jahren auch leiblich aus den Fugen geraten zu sein scheint. In den Briefen schleicht sich Angst ein, und zwar die, wie Luhmann salopp feststellt, „daß die Einlösung des Wechsels auf die Zukunft teurer wird, als man erwartet hat“¹⁷. Steht die Gewinnausschüttung, um bei dem Wortspiel zu bleiben, auch außer Zweifel, es beginnt der peinliche Gedanke aufzukeimen, daß es die anfallenden Nebenkosten sind, die das Unternehmen teuer, ja wohlmöglich unbezahlbar machen könnten. Gegenseitig zugerufene Durchhalteparolen sind kein Mittel gegen die drückende Einsamkeit der jungen Frau und auch der hundertfach wiederholte Liebesschwur befriedigt nicht ihr Bedürfnis nach Zärtlichkeit.

Zudem drückt diese Liebe ein besonderes Zeitproblem. Ist sie, wie jede andere Liebe auch, darauf angewiesen, zu ihrer konstitutiven Bedingung auf Dauer zu pochen, arbeitet die Zeit in Ricardas Fall gegen sie. Rückt in Zürich der Zeitpunkt des herbeigesehnten Finales immer näher, scheint er in Braunschweig in weite Ferne zu gleiten:

„Du sagtest selbst in Deinem vorletzten Briefe – und das war es, was mich schmerzhaft berührte – je länger Du dort in dieser Weise lebstest, desto lieber würden Dir Deine Kinder, und einmal käme dann der Augenblick, wo Du Dich nicht mehr von Ihnen trennen könntest. Das passirt ja nicht nur uns; unzählige wollten sich gern scheiden lassen, und es wurde hingeschleppt, und die Kinder wurden immer größer, und dann ging es zuletzt nicht mehr [...].“ (95)

Zudem ist auch mit größter Anstrengung ein wahrhaft heikles Problem nicht aus der gemeinsamen Welt zu schreiben – Liebe meint immer Ausschließlichkeit. In einer Beziehung, in der der eine Partner verheiratet ist und das sichtbar unter Beweis stellt, indem er Kinder mit der Angetrauten zeugt, wird es zur lohnenswerten rhetorischen Aufgabe, wenigstens auf dem Papier überzeugend Exklusivität zu behaupten. Es bedarf keines psychologischen Feingefühls, aus den Briefen Ricarda Huchs herauszulesen, daß diese Aufgabe Richard weitgehend überfordert. Also ist es wieder an ihr, Stärke zu beweisen, die vor allem im Identischbleiben mit der eigenen Person als Liebender besteht.

Zur Verfügung steht das Modell der Passion, das die Liebe gegen alle Vernunft nicht nur verteidigt, sondern im Gegenteil, fehlende Vernunft als ihre

¹⁶ Vgl. hierzu Luhmann, Niklas (1992): S. 176.

¹⁷ Luhmann, Niklas (1992): S. 93.

konstitutive Bedingung behauptet, ein Modell, auf das Ricarda Huch dankbar zurückgreift. Statt moralischer Integrität wird eine Vernunft eigener Gesetzmäßigkeit entfaltet, die die Liebe von aller gesellschaftlichen Verantwortung freispricht und ihr in ihrer schicksalshaften Kraft Eigendynamik einräumt – solange sie nicht zu einem Handeln außerhalb *jeglicher* gesellschaftlicher Akzeptanz verleitet. Dem wäre aber die Aufkündigung ehemännlicher Aktivitäten zweifellos zuzurechnen. Wo aber diese bis auf das Äußerste ausgereizten Grenzen des gesellschaftlich Machbaren liegen, entscheidet allein der Liebende und spricht sich damit vom Vorwurf eines unverantwortlichen Handelns frei.¹⁸

Unter diesen Bedingungen muß die Liebe grenzenlos sein, denn sonst, so Ricarda Huch, „ist es nicht der Mühe werth“ (103). Das heißt, grenzenlos auch in ihrer Dauer. Diese, in keinem Schlager fehlende Festschreibung der Liebe als never-ending-love, leitet sich allein aus der *Tiefe* des Gefühls her, nicht etwa, um das noch einmal zu betonen, aus der Qualität des anderen. Beide Partner finden erst in der Liebe zueinander ihre Identität. Wie erschrieben dieses Konzept der Liebe ist, wie sehr eine Idealisierung des Mangels als eine Frucht des Reichtums, weiß selbstverständlich auch Ricarda Huch: „Wenn Du mich nicht mehr liebtest, wärest Du nicht mehr mein Richard, und ich nicht Deine Ricarda, und ich würde mehr unser schönes Glück beklagen als Dich. Worte, Worte!“ (111)

Es bleibt dabei: Medium der Dauer ist das Wort, und zwar nur das Wort, und das nicht nur aufgrund der topographisch zu benennenden Distanz, denn, „wären wir zusammen, würde sich auch schon vieles zuziehn“ (87). Hinterläßt aber die Zeit sichtbare Spuren, erweist sich auch das Wort der zeitlosen Liebe als trügerisch: „Heute morgen beim Waschen habe ich die erste seßhafte Runzel in meiner Stirn entdeckt; ich wurde vor Schrecken ganz roth“ (97).

Unübersehbar ist für den Leser allerdings auch, daß das (Liebes-)Wort schweigt, nachdem die Liebe sich in einem kurzen Treffen dem Leben hat zugehörig fühlen dürften. Interessant ist, was stattdessen den Platz ausfüllt: detaillierte Schilderungen des Studentinnenleben und des Dichterberufs – für den heutigen Leser gleichermaßen wichtige kulturhistorische Dokumente und unersetzlich für die Beurteilung des Frühwerks der Schriftstellerin – für Richard ganz offensichtlich kaum von Interesse. Als Ricarda beginnt, dem Leben vor

¹⁸ Die Bedeutung des eigenen Maßstabes wird vor allem in einem letzten Brief (der Phase bis 1897) an Richard deutlich: „Auch litt Deine Liebe zu mir immer augenblicklich darunter, sowie Du durch diese Liebe dazu kamst etwas zu thun, was Du nicht ganz billigtest. Hierüber können wir garnicht glücklich genug sein, denn das ist grade worin die Rechtfertigung unserer Handlung liegt.“ (604)

Ort den größeren Platz einzuräumen, greift er zum probaten Mittel des Liebesentzugs, um dem steigenden Selbstbewußtsein der jungen Frau Einhalt zu gebieten. Allein der unterkühlte Ton seines Briefes scheint Ricarda schon zur Demut gezwungen zu haben:

„Alle meine Gedanken sind immer nur mit Dir beschäftigt; ich fühle jetzt wieder so recht, wie das Bewußtsein Deiner Liebe die nothwendige Voraussetzung zu meinem ganzen Dasein ist, denn ich bin auf einmal vollständig lebensüberdrüssig geworden, nur weil Du mir ein bißchen unfreundlich geschrieben hast.“ (155)

Überwiegen in den Briefen in dieser Phase Aspekte des Alltags, nährt sich die Passion weiterhin von der Eigengesetzlichkeit des Liebens. Ohne ganz auf die moralische Selbstkontrolle zu verzichten, die sich im wesentlichen in der Sorge um Richards Kinder spiegelt, bleibt die Hoffnung auf ein gemeinsames Leben bestehen – obwohl, vielleicht auch gerade, weil sich damit keine konkreten Vorstellungen verbinden. Ob der „Damenmann“¹⁹ Richard Huch nun tatsächlich in Braunschweig „nichts anbrennen läßt“, wie geschwätzig Zungen nach Zürich berichten, oder ob er nur unschuldig Opfer gemeinen Klatsches ist, sei dahingestellt, jedenfalls ist es immer wieder an Ricarda, mit „vorsündflutlicher Mammutsliebe“ (185) peinliche Pannen in der Beziehung zu beheben. Rettung vor der Selbstaufgabe verspricht das wirkliche Leben, das „Denken über Geldverdienen“ (200) und das Mühen um erste schriftstellerische Erfolge. Deutlich wird hier die narzißtische Komponente des Dichtens, geht es doch in erster Linie um den Lorbeerkranz, den die junge Schriftstellerin vorwegphantasiert. Sie sonnt sich bereits im Ruhm, noch ehe davon überhaupt die Rede sein kann. Dabei begrüßt sie den wachsenden Erfolg nicht nur um der Ehre willen, sondern durchaus auch aus ökonomische Gründen, ein weiteres Indiz ihrer lebenspraktischen Klugheit. Doch auch der Dichteraußerer wird die Diskrepanz zwischen dem imaginierten und dem realen Mann zunehmend deutlich:

„Ach, Richard, ich bin wirklich recht unglücklich, ich werde beständig im Innern von etwas verzehrt, es kann nicht Ehrgeiz sein, doch hängt es sehr mit meiner Carriere zusammen. Was soll denn auch werden, wenn es mit der Dichterei nichts ist? Jetzt muß ich mich allmählig zurechtmachen.

Aber süßer Richard, bist Du denn ganz einsichtslos, Du kannst doch meinen Titel nicht mit aufnehmen lassen in eine poetische Arbeit! Hast Du jemals etwas ähnliches gelesen! Iphigenie vom geh. Rath Goethe? Wallenstein von Prof. Schiller? Ja, wenn ich noch Prof. wäre! Aber Secretär a. d. Stadtbibl. Zürich! Unmöglich.“ (208)

¹⁹ Die Herausgeberin der Briefe bezeichnet Richard als „Damenmann“ im Sinne Theodor Fontanes. Vgl. Huch, Ricarda (1998): S. 14.

Es kommt, wie es kommen muß. Ganz allmählich lassen Alltag und Einsamkeit den Entschluß reifen, „ein anderes Leben anzufangen, wo es hoch her gehn sollte“ (224), und Ricarda beschließt, sich zu verlieben, „der kleine Marmier“ wird zum „bevorzugten Gegenstand“ ihrer Gefühle (224). Diese Neuorientierung ist im Kontext leicht zu verstehen, Ricarda bewertet die Fähigkeit des Liebens vor allem als individuelle Stärke, die sich quantitativ verschwenden kann und die qualitativ unterschiedlichen Kategorien angehört. Während die Liebe zu Richard als weltumfassend gedeutet wird, folgt das „Intermezzo“ (224), die Beziehung zum „kleinen Marmier“, zweckdienlichen Formen des Liebens:

„Sieh mal, meine Phantasie verlangt Nahrung, ich bin ja ein Dichter und verlange stürmisch meine Rechte. Würde ich nicht von Zeit zu Zeit verliebt sein, hätte ich den Beweis in Händen, daß es nichts mit meiner Dichterschaft wäre.“ (226)

Auch die Quelle des Verliebtseins offenbart sich in den Briefen. In einer Phase der beruflichen Unzufriedenheit schmeichelt sie dem Ego und stellt ihr lädiertes Selbstbewußtsein wieder her: „Wahrscheinlich interessirt er mich, weil er irgendwelche Gefühle für mich zu haben scheint [...]“ (228) Aber auch andere Gründe werden angesprochen: „Unsere Correspondenz hat jetzt so etwas harmlos platonisches, wir könnten sie eigentlich zu ermäßigten Preisen auf Weltpostkarten besorgen.“ (243) Zudem mehren sich die Zeichen einer ausgewachsenen Torschlußpanik: „Nun bin ich schon bald dreißig, das ist so gut wie todt.“ (244)

Je mehr das Bild des Geliebten verschwimmt, desto intensiver ist die Fähigkeit zur Imagination gefordert, wenn die Liebe ihren Status als Daseinszweck behalten soll. Denn nur in der Imagination kann es gelingen, über die Freiheit des anderen zu verfügen und sie mit den eigenen Wünsche zu verschmelzen.²⁰ Auf der Ebene des Textes kommt es zu paradoxen Codierungen der Liebe, zu „bewußt gemachte[n] Illusionierungen, Formeln mit entgegengesetzten Auswertungsmöglichkeiten“²¹ also, die vor allem den Partner betreffen.²²

²⁰ Vgl. Luhmann, Niklas (1992): S. 62. Wenn Luhmann aus ideengeschichtlicher Perspektive feststellt, daß die Idealfigur des Geliebten durch Temporalisierung der Liebessemantik abgelöst wird, dann läßt sich seine These ohne weiteres auch auf individuelle Liebesbeziehungen übertragen.

²¹ Luhmann, Niklas (1992): S. 67.

²² „Paradoxierung bedeutet keineswegs: Handlungsunfähigkeit. Auch nicht: Selektions- und Entscheidungsnotwendigkeit. Liebende werden nicht etwa mit ‚forced choice‘-Mustern oder mit unvereinbaren Alternativen konfrontiert. Vielmehr bezieht sich das Paradox auf die Ebene der Erwartungen, die man im Intimverhältnis an den Partner zu richten hat; und Liebe symbolisiert, das eine Erfüllung aller Erwartungen trotzdem möglich ist. Durch Paradoxierung (und eben nicht mehr: durch Idealisierung) werden alle Normalerwartungen ausgefiltert: und es

Im Juli 1892 kommt es wieder zu einem heimlichen Treffen, „14 Tage zugezähltes Glück“²³ Liebestrunkene Briefe folgen, die im eigenen Bekenntnis das Einverständnis des anderen gleich mitformulieren. Allerdings ist zum ersten Mal auch ein gemeinsames Projekt geboren, das „Drama der Dramen“.²⁴ Unter dem Eindruck der Lektüre Schopenhauers wird hier die leidenschaftliche Liebe zu Richard und das Liebesgeplänkel mit Eduard Marmier zu einem literarischen Stoff verarbeitet, dem allenfalls noch ein autobiographisches Gerüst eignet. Denn wie sehr Ricarda Huch das autobiographische Material im Roman verformt, bezeugen ihre Briefe auf eindruckliche Weise. Die These etwa, im *Ursleu*-Roman habe eine selbstanalytische Verarbeitung des Verhältnisses zu Richard den Weg in die literarische Öffentlichkeit gefunden, läßt sich nach der Lektüre nicht aufrecht erhalten. Innerhalb der Koordinaten, unter denen die Beziehung existiert, gibt es in dieser – relativ glücklichen – Phase der Beziehung auch kaum etwas zu verarbeiten. Zugrunde liegt der Idee des „Dramas der Dramen“ vielmehr eine gedankliche Spielerei beider, die sie während der gemeinsamen Reise ausgeheckt haben. So stemmt sich zu Beginn des Schreibens der konzeptionelle Entwurf ausdrücklich gegen den biographischen Hintergrund:

„Liebster Richard, [...] ich habe für nichts mehr Gedanken als für meinen Roman. Denke Dir, ich wollte in diesem Roman das Drama der Dramen schreiben, weißt Du, was wir zwischen Regensburg und Chemnitz oder wo es war, besprachen, d.h. ganz anders, aber dieser Liebesumschlag sollte zu Grunde liegen. Wie ich es nun schreibe, bin ich so mitten in unsrer Liebe und so felsenfest überzeugt, daß sie nicht todt zu kriegen ist, daß ich es, fürchte ich, garnicht schreiben kann.“ (272)

Es siegt die Lust am „Fabulieren“. Gelegentliche psychische Blockaden wertet Ricarda als Tribut an die enormen Belastungen des Alltags, denn „Dichten ist doch schließlich auch kein Häkeln“ (276). Romanentwürfe werden geschmiedet, bei Richard wird um Rat nachgesucht:

„Es kommt in meinem Roman so viel vor, was ich garnicht recht verstehe, z.b. suche ich eine Analogie zu deinem Helmstedt. Da sollte nun, da es in Hamburg spielt, da sollte nun der Ezard beauftragt werden mit einem Ingenieur zusammen die [...] Wasserleitungswerke zu studiren; dann soll der ein neues System der Wasserversorgung erfinden, die Stadt

wird gleichsam die Szene bereitet, auf der die Liebe crscheinen kann.“ Luhmann, Niklas (1992): S. 67f.

²³ Die Äußerung entstammt einem Brief, in dessen Kontext sie allerdings ganz anders zu verstehen ist: Müde von den psychischen Belastungen der heimlichen Treffen und bar jeder Hoffnung auf eine Veränderung der Situation verzichtet Ricarda Huch auf „14 Tage zugezähltes Glück“.

²⁴ Gemeint ist der *Ursleu*-Roman.

aber soll der Geschichte nicht recht trauen, und dann eine Privatgründung daraus gemacht werden, wobei hauptsächlich der Ezard beteiligt ist. Dann soll es erst schief gehen, was aber nicht am System liegen soll, sondern daran, daß die Kosten zu hoch sind, um die Werke anzulegen, und daß man es nicht recht gedeichselt hat. Geht das alles? Und ich weiß nicht recht, wie das darstellen. Und was kann denn Ezard wohl für einen Posten bekleiden? Was für Sachen giebt es da, Regierungsassessor, nein bewahre, das ist viel zu wenig. Sind Senatoren Ehrenämter? Hat man noch einen Beruf dabei? Kann der Oberste der Medizinalbehörde z.b. auch Senator sein? Ach mein Gott, es wird ja doch nicht fertig.“ (277)

Es wird fertig. Und nicht nur das. Fertiggestellt, „wie abgemacht“, hat das ursprüngliche Konzept schnell eine Eigendynamik entwickelt, der die Schriftstellerin mißtrauisch gegenüber steht. Auf Grund des „allgemeine[n] Jammers“, der sich zu ihrem Leidwesen nun in ihrem Roman breitmachte, so teilt sie Richard mit, sei sie froh gewesen, wie sie „alle todt hatte“ (294). Todeswünsche gegenüber den Familienangehörigen sind in diese Textstelle nur schwerlich hineinzuinterpretieren. Reale Rollenträger und fiktive Figurenkonzeptionen treten zudem oftmals zueinander in Konkurrenz:

„Nicht wahr, es macht Dir doch keinen Effekt, daß mein Roman den Schluß hat, den er hat? Es war ja so abgemacht, daß es so werden sollte. [...] Die Charaktere halte ich für gut, ausgenommen die Lucile. Da war der Fehler, daß sie Lillys Rolle spielte und ich doch jede Ähnlichkeit mit Lilly vermeiden wollte. Denn ich finde, sie durfte nicht zu anziehend sein. Sie ist nicht sehr deutlich, weil sie mir selbst garnicht deutlich war. Stellenweise habe ich mich so aufgeregt, daß ich mich ganz fürchtete, Nachts beim Abschreiben.“ (294)

„Ich habe Dir ja selbst oft gesagt, es ist zu fürchterlich. Man hat so das Bedürfnis, daß sie sich im letzten Moment noch in Ezards Arme wirft und das Scheusal Gaspard verflucht. Aber das geht doch nicht. Und dann habe ich es extra so eingerichtet, daß sie aus dem Concert allein mit Ezard nach Hause geht, dann kann man sich denken, sie hätte allerlei mit ihm gesprochen. Ich habe mir sogar eingebildet, daß das gerade ein Reiz des Romans wäre, daß der Erzähler nur sagt, was er selbst mitangesehen oder angehört hat oder vermuthet, wodurch der Phantasie so viel Spielraum bleibt.“ (295)

Und wie steht es mit dem realen Vorbild jener Romanfigur des holden Ezard? Die Ironie spricht für sich: „[A]ber Du, mein armes Seelchen, scheinst nun noch Rheumatismus zu bekommen. Paßt eigentlich nicht für den unverwundbaren Ezard.“ (300)

Weder die Beschwörung der Liebe im Brief noch die Verewigung des Richard – Ideals im gemeinsamen Romanprojekt reichen auf Dauer aus, die Bedürfnisse zu stillen. Geht es in der Beziehung zu Richard auch zunächst nur um das Lebbarmachen der eigenen Existenz in der Welt,²⁵ so hinterläßt auch die

²⁵ Vgl. Dux, Günther (1997): S. 34ff. passim.

grenzenlose Liebe dort ein Gefühl der Leere, wo es ihr aufgrund des monatelangen Wartens nicht einmal mehr gelingt, Bilder des Geliebten herbeizuzaubern: „Du bist mir ganz derselbe, der Du immer warst. Aber ich liebe Dich, wie man einen Totten liebt, Du bist mir nicht wirklich mehr.“ (319) Das Gefühl des Liebens und der Liebesehnsucht löst sich von der Person, es wird „freischwebend“ und damit beliebig verfügbar:

„Es ist nicht, daß ich Dich weniger liebte als sonst, oder daß irgend ein anderer besser für mich paßte als Du, es ist einfach das, daß Du nicht da bist! Die Kraft und das Bedürfnis zu lieben ist in mir, und wenn einer kommt, der im Stande ist, sie auf sich zu wenden, so ist das Unglück da.“ (317)

Wieder beschließt Ricarda Huch, sich zu verlieben, und im Gegensatz zu einer in Liebesdingen unentschlossenen Freundin auch gleich ganz: „Und ich verliebe mich männlich, aktiv, aggressiv, und das ist mir nun in Gottes Namen sympathischer. Davon bleibt nichts hängen.“ (353) Hellsichtig wird Richards Unzulänglichkeit als Liebespartner seziert: „Du läßt mich im Stich. Du willst zugleich Deine Pflicht erfüllen und den Genuß haben, der jenseits der Pflicht ist. Das kann man nicht auf die Dauer.“ (329) Selbstbewußt klagt sie zudem das Recht der „Natur“ ein, dem ja Richard sich in Braunschweig wohl kaum widersetzt habe. Ihre ultimative Drohung tut ihre verlässliche Wirkung, doch was in die Tat nicht umzusetzen ist, muß durch das Wort ersetzt werden, was heißt, Richard läßt sich zu dem Versprechen hinreißen, in absehbarer Zeit für klare Verhältnisse zu sorgen. Als Basis der weiteren Beziehung impliziert dieses Versprechen eine wesentliche Änderung im Liebesverständnis, weil Liebe unter diesen Umständen sich zumindest an eine Eigenschaft des Partners bindet, an seine Glaubwürdigkeit. Gerade die aber zählt nach langjähriger Kenntnis des Geliebten kaum zu seinen Stärken. Zudem offenbart das konkrete Ziel, die Liebesbeziehung zu ändern, ein weiteres Problem: Die Phantasie ist dahin.

Alle ehemals gültigen Diskurse der Liebe sind unter diesen veränderten Vorzeichen aufgehoben. Hochinteressant ist nun, was die bislang gültige Rede von der Liebe ersetzt. Während bislang das Leben, das Gefühlsleben, Ausgangspunkt für die lyrische Dichtung war, wird jetzt der Roman – und was darin von Liebe geschrieben steht – zum Ausgangspunkt der privaten Korrespondenz. Indem Ricarda ihren Briefen an Richard den eigenen literarischen Diskurs zugrunde legt, nimmt sie als Liebende prinzipiell einen anderen Status ein: Im Gegensatz zum unmittelbaren schriftlichen Liebesaustausch wird in der Romanfigur Galeide eine erschriebene Liebesphilosophie im Sinne Schopenhauers reproduziert. Selbst-Geschriebenes wird damit gegenüber Selbst-Gefühltem austauschbar, ja kann sich in seiner Realität als veröffentlichte Lite-

ratur, hinter der die Autorin mit ihrem Namen steht, gegen die Unwirklichkeit der romantischen Liebe behaupten:

„Das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist etwas Entzückendes, es sollte, selbst wenn man sicher wäre, daß es ewig nur bei dem *Gefühl* bliebe, die Menschen dauernd beglücken können. Aber da gewinnt dann immer das Thierisch-Menschliche in mir die Oberhand und verlangt nach Wirklichkeit. Man muß viel lernen. (Nun, das ist ja noch gut und belebend-) Früher dachte ich, das wäre das Richtige, sich immer unbefangen seiner Natur zu überlassen, Kampf zwischen Natur und Geist kannte ich nicht. Nun merke ich doch, daß es etwas ist um Ideale. [...] Warum bin ich eigentlich so verstimmt jetzt? Es ist natürlich nichts als meine gräßliche Begehrlichkeit, mein allzuentwickelter Wille zum Leben, Schuld daran.“ (362f.)

Während Ricarda Huch noch bei Fertigstellung des Romans die Koinzidenz ihres literarischen Liebesentwurfs mit ihrem eigenen bedauert, folgt die geschriebene Liebe zu Richard jetzt dem Liebesentwurf, der dem *Ursleu*-Roman zugrunde liegt: „Das ist ja eben der tragische Kern, daß die Liebe, auch die sogenannte ächte, nicht ewig ist, ihrer Natur nach.“ (367) Vor dem Hintergrund dieses theoretischen Entwurfes lassen sich weder die Imagination des Geliebten noch Zukunftsvisionen eines gemeinsamen Lebens weiterhin aufrechterhalten:

„Ich bin viel zu realistisch, das weißt Du ja, um mich jetzt von Ideen und Einbildungen mit furchtbarer Liebe zu erfüllen. Ich habe überhaupt gar kein deutliches Bild von Dir. Denn das Bild was aus Deinen Handlungen der letzten Zeit resultirt ist nicht so wie das Bild, das ich sonst von Dir hatte. Ich bin aber überhaupt nicht für Bilder eingerichtet, sondern für Realitäten.“ (382)

Entsprechend schwinden die Liebesworte aus den Briefen an den Geliebten. Stattdessen gewinnt die Darstellung einer Form der Liebe Raum, die selbstreflexiv das Lieben als Lebenselixier propagiert und als unmittelbarer Gefühlsausdruck nicht weiter verschriftlicht werden kann. Dort, wo in einem Anflug von Vergangenheitsbeschwörung dennoch Zuflucht zum Wort gesucht wird, gerät es zur Floskel: „[L]aß uns, was kommt, bestehen usw. usw.“ (416) Auch nach einem weiteren Treffen bleibt das Mißtrauen dominant. Als Richard erneut seine Scheidung ankündigt und seinen Entschluß verwirft, ist Ricarda Huch zu empört, „um sich tragisch zu benehmen“. Trotz des absoluten Tiefpunktes, den die Beziehung inzwischen erreicht hat, bleibt die Möglichkeit, den Geliebten endgültig aufzugeben, außerhalb des Denkbaren. Und so reagiert Ricarda Huch mit blankem Entsetzen auf die Nachricht, Richard werde in Braunschweig Vater eines illegitimen Kindes. Als sich die Anschuldigungen als Klatsch herausstellen (was gewiß nicht Richards Verdienst ist), verhilft das Schuldgefühl, den geliebten Mann zu Unrecht verdächtigt zu haben, der Liebe kurzfristig wieder zum Leben. Überschwengliche Gefühlsbekundungen gehen

von nun an wieder mit der Post nach Braunschweig und treiben dort, wohl auch auf der Basis eines schlechten Gewissens, den Gedanken an eine Lösung des Beziehungsdilemmas zu unvorhergesehener Blüte.

Jeder Leser, der die unglaubliche Fähigkeit Ricarda Huchs bestaunen konnte, um jede Unzulänglichkeit des Mannes den Mantel der Liebe zu decken, wird sich über das Desaster, das dem einzigen Versuch folgt, die zehn Jahre schriftlich gelebte Beziehung zum wirklichen Leben zu verhelfen, nicht mehr wundern. Um so erstaunter kann er daran teilhaben, wie Ricarda Huch diese wohl größte Enttäuschung ihres Lebens zu einem neuen Liebesentwurf verarbeitet: Sie bedient sich (ideengeschichtlich *vor* der romantischen Liebe situiert), des Mittels der Idealisierung des Partners, indem sie Makel in Qualitäten uminterpretiert und die eigene Person in die Unwürdigkeit entläßt. Liebe dient auf diese Weise der Überwindung egoistischer Selbstbezogenheit und erntet den Preis der Ewigkeit.²⁶

Tragisch erweist sich indessen, daß Richard die Größe diese Liebesentwurfs nicht begreift, ja sie als massive Bedrohung empfindet. Ricarda, ohnmächtig ob der Gemeinheit, die aus seinen Briefen spricht, verordnet ihm die Nervenheilanstalt. Das klingt weit amüsanter, als es ist. Zu vermuten ist, daß der Cocktail von Schuldgefühl, Zukunftsangst und Ricardas erdrückender Liebe den ohnehin labilen und wohl auch bequemen Mann psychisch derart zerrüttet, daß er eine panische Abwehrhaltung gegenüber der stärkeren Frau entwickelt. Der Trug des romantischen Liebesdiskurses, der gerade nicht auf der Vereinbarkeit von Charaktereigenschaften und Lebensfähigkeit beruhte, ist damit offenbar: „War denn alles, alles nur Redensart?“ (588) Das eigene Wunschdenken sprengend, erkennt Ricarda Huch die Absolutheit der Einsamkeit als ein monadisches Sein beider Partner, der eine Erfüllung prinzipiell entgegensteht. Interessanterweise identifiziert sie ihre eigene Geschichte als Gesetzmäßigkeit des Liebens, als sie ihr „Lügenmärchen“²⁷ noch einmal liest: „Es enthält eine

²⁶ Vgl. Luhmann, Niklas (1992): S. 58f.

²⁷ Die Liebe der Nixe und des Menschenjünglings basiert auf gegenseitiger Lüge, weder gesteht die Nixe ihre egoistischen Motive, das Herz des Jünglings essen (in der Absicht eine unsterbliche Seele zu erlangen), also sich einverleiben zu wollen, noch gesteht der Jüngling, es nicht hergeben zu wollen. Als dieser der Nixe ein Kalbsherz zu essen gibt und das Schlagen seines Herzens mit einem ersatzweise eingebauten Apparat begründet, ist das „Lügenmärchen“ von der Liebe perfekt: „Die Nixe küßte nachdenklich die Stelle, wo es klopfte und tat das seitdem, wenn sie ihre Liebesnächte feierten, mit besonderer Vorliebe. Häufig setzte sie hinzu, es sei doch wahr, daß die Menschen infolge ihrer Seele wahrer und selbstloser Liebe fähig seien, da sie sich sogar ihres Herzens beraubten, um das geliebte Wesen zu bereichern“. Huch, Ricarda (1967): *Lügenmärchen*. In: Dies. (1966-74): *Gesammelte Werke*, Bd.

furchtbare Wahrheit über die Grenzen der Liebe. Man bleibt immer zwei; aber könnte man ganz eins werden, wäre ja auch keine Liebe mehr.“ (594)

Wieder dient hier ein literarisch entwickelter Liebesbegriff als Muster, der, während er entstand, der Beziehung zu Richard entgegenlief, um auf höherer Ebene jetzt das Scheitern der Verbindung zu erklären. Gründend auf der Einsicht, daß niemand das Herz eines anderen besitzen kann, entwickelt Huch jetzt das Modell einer reinen romantischen Liebe, die nicht mehr nur der Distanz, sondern der absoluten Unerreichbarkeit des anderen zu ihrer vollen Entfaltung bedarf. An Liebe, am Liebesschicksal offenbart sich demzufolge nur eines, „die sich stets entwickelnde Macht unseres geistigen Individuums“. In den folgenden Briefen gewinnt zwar eine fast spirituelle Qualität der Liebe Raum, die beinahe ins Mystische gesteigert wird²⁸, entscheidend für die Beurteilung ist aber, daß alles, wie Ricarda gegenüber Richard betont, nun „ruhige Einsicht und Überlegung“ sein kann.

Ein weiteres Werk, das während der Beziehung bereits als Sammlung einzelner Vorträge konzipiert ist, dient als gedankliche Vorlage: das große Romantikerwerk Ricarda Huchs, in dem sie sich dem ideengeschichtlich und kulturhistorisch Bedeutsamen einer Epoche durch die Lektüre der wichtigsten Vertreter nähert. Von besonderer Spannung sind vor allem die dem Charakter nach prinzipiell subjektiven²⁹ Kapitel, denen das eigene Erleben Relevanz zuordnet. Nicht zufällig wählt Ricarda Huch Karoline von Schlegel-Schelling aus dem großen Kreis interessanter romantischer Frauengestalten aus, um ihr ein eigenes Kapitel zu widmen. Nicht nur vom Wesen her fühlt sie sich ihr am nächsten, sondern auch im Verständnis ihrer Liebesträgik. Entsprechend sind die Textstellen, die sich mit Karolines unglücklicher Liebesbeziehung zu einem verheirateten Mann befassen, nicht nur im Hinblick auf die Bewertung dieser Beziehung, sondern auch in der literarischen Stilisierung dem eigenen Erleben ähnlich, ja teilweise gerät das Essay zur Kopie des eigenen verschriftlichten Lebens. Das Bild, das sie von Karoline zeichnet, gleicht dem eigenen Bild, zwar nicht dem der ganzen Ricarda Huch, aber der Liebenden. Unbestimmtheitsstellen der fremden Menschen werden mit eigener Erfahrung angereichert, und das

IV: *Der Fall Deruga. Der wiederkehrende Christus. Sämtliche Erzählungen.* Hg. von Wilhelm Emrich unter Mitarbeit von Bernd Balzer. Köln, S. 627-632. Hier S. 632.

²⁸ So die Herausgeberin der Briefe im Kommentar zum Brief vom 25.3.1897. In: Ricarda Huch (1998): S. 818.

²⁹ Vgl. auch Gutjahr, Ortrud (1994): *Die frühen Romane und späten Erinnerungen der Ricarda Huch.* In: *R. H. Studien zu ihrem Leben und Werk 5.* Hg. von Hans-Werner Peter unter Mitarbeit von Silke Köstler. Braunschweig, S. 61-84. Hier S. 74f.

eigene Leid wird erträglicher, wenn man es einer anderen Geschichte eingliedert:

„Der Mann, dem ihre Seele nun mit blinder, schrankenloser Hingebung vertraute, scheint ein problematischer Charakter gewesen zu sein. Der starke Instinkt, der sie so sicher machte, fehlte ihm. Er muß sie wohl auf seine Art geliebt haben und war jedenfalls ein Bewunderer ihrer Vorzüge; aber es wäre möglich, daß die Stärke ihrer Natur, die er an ihr liebte, ihn zugleich beängstigt hätte; denn er griff nicht zu, um sie festzuhalten, die ihm mit dem ganzen Stolz und der ganzen Freudigkeit ihrer Liebe entgegenkam.

Ob er sich ihr nicht gewachsen fühlte und deshalb den Mut nicht hatte, sie besitzen zu wollen, oder ob er überhaupt unfähig war zu lieben und nur als ein schwächlicher Egoist eine Weile mit halbweisen Gefühlen spielte, bange, vor sich selbst, seiner Würde und Bequemlichkeit ein Stückchen zu verlieren – kurz, er ließ sich ihre unermüdliche Liebeswilligkeit und Güte gefallen, reizte sie wohl auch gar und blieb dabei doch in einer spröden Zurückhaltung. Mit ihrem vollen Herzen fühlte sie sich fähig, glücklich zu machen, und wollte den, den sie erkoren hatte, zu seinem Glück zwingen. Heiratsanträge, die ihr gemacht wurden, schlug sie um seinetwegen aus.“³⁰

Einig ist Ricarda mit Karoline darin, die Liebe niemals zum alleinigen Daseinszweck werden zu lassen. Die Stärke, mit der sie Karoline ausstattet, offenbart sich als jene Kraft, die ihr geholfen hat, sich nicht in die Liebe zu Richard zu verlieren: „Ihr aufmerksamer Geist blieb ihrer blinden, elementarischen Leidenschaft ebenbürtig.“³¹ Geist und Leidenschaft sind Begriffe, deren Bedeutung sich am ehesten dann erschließen läßt, wenn sie der Vorstellung Ricarda Huchs vom Unbewußten/Bewußten gegenübergestellt werden. In ihrer wechselseitigen Beeinflussung bilden beide Begriffe die Voraussetzung für ein Selbstbewußtsein im Huchschen Sinne, d.h. je ausgeprägter die Beziehung des Ich (Bewußtsein) zum Du (Unbewußtes) ist, desto klarer kann sich das Selbstbewußtsein entwickeln:

„Nicht mehr fremd und feindselig also stehen die Menschen ihrem Du gegenüber; seit sie sich ihm gewachsen fühlen und es besser erkennen, sehen sie die Möglichkeit einer Verständigung, ja das erste Schaudern liebender Neigung überläuft sie. Mit gutem Grunde spricht man hier von Liebe, da die Wesenshälften des Menschengeschlechts positiv und negativ, männlich und weiblich zueinander verhalten.“³²

Diese Überlegenheit des Verstandes wirkt sich im besonderen auf zwei Bereiche menschlicher Existenz positiv aus: auf die Kunst und auf die Liebe. In der

³⁰ Huch, Ricarda (1969): *Die Romantik*. In: Dies. (1966-74): *Gesammelte Werke*, Bd. VI: *Literaturgeschichte und Literaturkritik*. Hg. von Wilhelm Emrich unter Mitarbeit von Bernd Balzer. Köln; Berlin, S. 17-646. Hier S. 47.

³¹ Huch, Ricarda (1969): S. 48.

³² Huch, Ricarda (1969): S. 93.

Ausdifferenzierung von Bewußtem und Unbewußtem beschreibt Huch die Liebe als eine Kraft, die im *Erkennen* wurzelt und die sich ausdrücklich gegen die Leidenschaft wendet, die vom „Nichtgedachten“ ausgeht und ein „unfreies Bewegtsein“ ist.³³

„Der unbewußte Mensch wird sich seines instinktiven Lebens nur dadurch bewußt, daß es wirkt; in unerhörter Stille reifen seine Gefühle heran, bis sie auf einmal als Handlungen ans Licht treten: sein Denken ist weißes Licht, durch das Prisma des Bewußtseins wird es in die Regenbogenfarben zerlegt. Dem bewußten Menschen, der seine Gefühle im Licht zersetzt, fehlt leider oft die Formel, sie wieder ganz und lebendig zu machen, so daß man sagen kann: Der unbewußte Mensch hat die Gefühle, aber kennt sie nicht, der bewußte Mensch kennt sie zwar, aber hat sie nicht, der harmonische Zukunftsmensch hat und kennt sie.“³⁴

Die Fähigkeit zur *bewußten* Reflexion der Gefühle ist nur dem Zukunftsmenschen zu eigen, im Gegensatz zum Typus des unbewußten Menschen, der Gefühle lebt, ohne sie freilich zu kennen. Doch welche Position nimmt der moderne Mensch zur romantischen Liebe ein? „Es ist dem modernen Bewußtsein unmöglich, das Ideal der ewigen und einzigen Liebe abzuschütteln, dieses Gestirn von unserm Himmel zu reißen, das wir hundertmal mehr als Fluch und verzehrendes Feuer als segenbringend empfinden.“³⁵ Unendlichkeit und Maßlosigkeit des Liebens aber werden im Dienste eigenen Erlebens nicht interpretiert als Ausdruck einer individuellen Beziehung eines Ich zum Du, sondern als Symbol für das „Höchste, das er (der Mensch) zu fühlen und sich vorzustellen fähig ist“³⁶. Konsequenterweise führen diese Überlegungen auch zur Frage, wie der Mensch beschaffen sein muß, der Initiator dieses grandiosen Liebesentwurfes sein soll. Ricarda Huch beantwortet auch das: Nicht an der eigentlichen Gestalt des Geliebten entzündet sich die Liebe, sondern an der Vollkommenheit des Phantasieproduktes, dem es gleicht: „Mystik ist, was allein das Auge des Liebenden an dem Geliebten sieht.“³⁷

Und die Kunst? Heißt es bereits in einem Brief an Richard, der eigene Genius läge im Erkennen, so wird dieser Gedanke im Romantikwerk noch einmal ausgeführt. Nur dem gelingt, Kunst zu produzieren, dem Dauer anhaftet, der fähig ist, zwischen Unbewußtem und Bewußtem zu vermitteln. Parallel zum bewußt Liebenden schafft nur dieser Typus des Künstlers – im Gegensatz zur

³³ Deutlich werden in der Differenzierung von Liebe und Leidenschaft die Parallelen von Ricarda und Galeide erkennbar.

³⁴ Huch, Ricarda (1969): S. 104.

³⁵ Huch, Ricarda (1969): S. 231.

³⁶ Huch, Ricarda (1969): S. 235.

³⁷ Huch, Ricarda (1969): S. 247.

Künstlernatur, die dem Unbewußten zuzurechnen ist und Schönes, aber Vergängliches hervorbringt – durch die Synthese von Apollinischem und Dionysischem Bleibendes. Der eigentliche Gewinn von ungewöhnlicher Liebesfähigkeit liegt damit nicht mehr in der Fremdvergewisserung, sondern in der Selbstvergewisserung als Künstlerin. Denn Urgrund des Liebens, und hier verbindet sich die Theorie der Liebe mit dem Genius, ist weder das Unbewußte bzw. der Trieb, noch die bewußte Wahl, sondern „das Unbewußte bewußt zu machen, aus dem Triebe eine Kunst werden zu lassen“.³⁸

³⁸ Ebd.